

# An der Front schiessen auch Frauen Bilder

Reden wir von Kriegsreportern, stellen wir uns Haudegen vor, harte Kerle. Das Fotomuseum Winterthur zeigt jetzt «Fotografinnen an der Front».

Sabine Altorfer

Aus politischer Motivation reist Gerta Pohorylle 1936 nach Spanien. Sie will den Krieg gegen Franco dokumentieren und Europa mit ihren Bildern aufrütteln. Sie fotografiert Milizionärinnen am Strand beim Training, Tote im Leichenschauhaus, Kinder zwischen Ruinen und Kämpfer an der Front. Eindringlich, nahe, wie als Beteiligte. Die aus Deutschland emigrierte Jüdin arbeitet unter dem Namen Gerda Taro. 1937 stirbt sie, erst 27-jährig, überrollt von einem Panzer. «Sie ist vielleicht die erste weibliche Kriegsphotografin, die in Action stirbt», schreibt das «Life»-Magazin im Nachruf. Viele von Gerda Taros Bildern erscheinen in Illustrierten der Zeit, die meisten aber unter dem Pseudonym ihres später viel bekannteren Mannes Robert Capa.

## Wir erinnern uns an die Kriege in Bildern

Ob Spanischer Bürgerkrieg, Vietnam, Irak, Kambodscha oder Zweiter Weltkrieg: Wenn wir die Wörter hören, tauchen in unseren Köpfen Bilder auf. War und ist irgendwo auf der Welt ein Krieg, sehen wir täglich Bilder der Kämpfe, der Toten, der Zerstörung. Feiern sollen die Berichterstatter den Kampf, die Siege und die Tapferkeit der eigenen Truppen. Doch sie zeigen auch die Grausamkeit, das Leid und die Angst der Soldaten wie der Zivilbevölkerung. Das ist so, seit es Fotografie gibt, und es ist so vor allem, seit sich Fotos schnell und einfach verschicken lassen.

So präsent die Bilder sind, so unbekannt sind oft die Fotografen. Spricht man von ihnen, stellt man sich Männer vor: Haudegen, Abenteurer, unerschrockene Typen. Manchmal auch Männer, die im Krieg gegen den Krieg fotografierten. Was nicht ins Bild passen will, ist das Bild einer Reporterin auf dem Schlachtfeld. Auf acht «Fotografinnen

an der Front» macht die Ausstellung im Fotomuseum Winterthur aufmerksam.

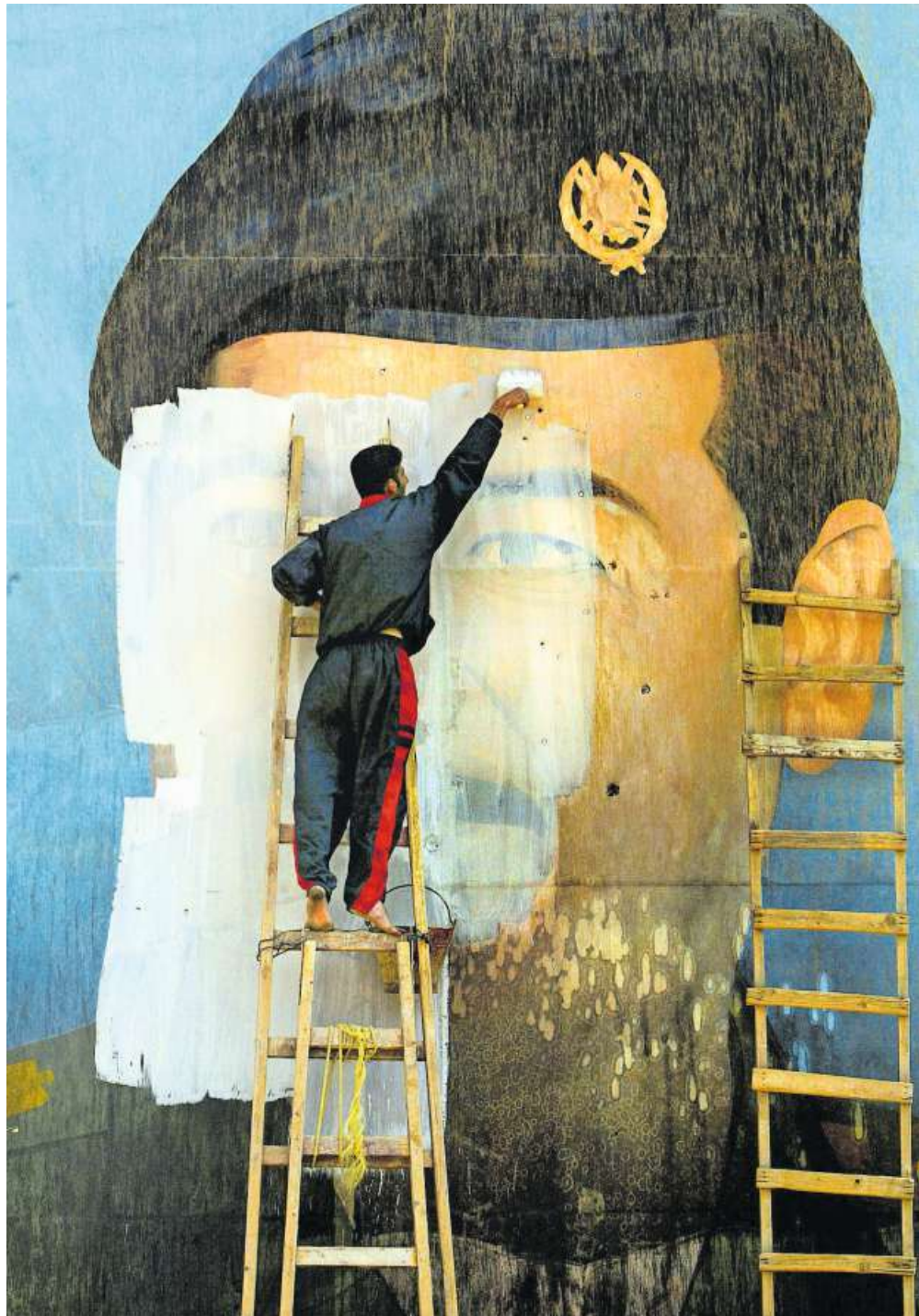
Die Amerikanerin Lee Miller, surrealistische Fotokünstlerin, bekam 1944 den Auftrag, ein Feldlazarett in der Normandie zu fotografieren, doch sie bricht aus dem Rayon aus, reist und schreibt, folgt den Truppen bis nach Osteuropa, bis zur Befreiung der Konzentrationslager Dachau und Buchenwald. Die «Vogue»-Redaktion ist begeistert von ihren Reportagen, ihren durchkomponierten, distanzierten Bildern.

## An die Front aus Zufall oder aus Überzeugung

Nicht Distanz, sondern anwaltschaftliche Nähe suchen die meisten Fotografinnen. Das machen die Kuratorinnen Anne-Marie Beckmann und Felicity Korn als einen Unterschied von Frauen und Männern aus. Auch dass Fotografinnen oft das Leid der Zivilistinnen, die Unbeschwertheit-trotz-allem bei Kindern oder die Gewalt gegenüber Unterlegenen und Gefangenen festhalten. «Wenn ich es nicht fotografiere, wird es nicht bekannt», sagte Anja Niedringhaus. Für Agenturen fotografierte sie in Bosnien, Irak, Gaza und Libyen den Zusammenprall von Gewalt und Alltag, von Sterben und Überleben wollen. Eindringlich und nahe. Zu nahe: 2014 wurde die 49-jährige Deutsche in Afghanistan erschossen.

«Gefahr muss man aushalten und den Willen haben zu bleiben», sagt Carolyn Cole. Als der Irak-Krieg begann, war sie in Bagdad, sie blieb und fotografierte die Bombardierung, setzte Soldaten in Szene, zeigte die Ohnmacht Gefangener oder wie ein von Schüssen übersätes Bildnis von Saddam Hussein übermalt wurde. Es ist ein Symbolbild dieses Kriegs. Die Fotografin kennt kaum jemand.

«Fotografinnen an der Front.» Fotomuseum Winterthur, bis 24. Mai.



Das Symbol des Umsturzes: Carolyn Cole dokumentiert, wie ein von Schüssen durchlöcherter Wandbild von Saddam Hussein 2003 kurz nach dem Einmarsch der US-Truppen in Bagdad übermalt wird.

Bild: Carolyn Cole/  
Los Angeles Times



Gerda Taro fotografierte die republikanische Milizionärin bei der Ausbildung am Strand von Barcelona 1936.

Bild: International Center of Photography, New York



Nur als Schatten, aber eindringlich. Susan Meiselas: Zivilisten, die kontrolliert werden. El Salvador, 1980.

Bild: Susan Meiselas/Magnum Photos

## Er will Unschuldige aus der Todeszelle holen

Der neue Roman von John Grisham zeigt wie selten davor seine erzählerischen Stärken. Und die Schwächen des US-Bestsellerautors.

Bei John Grisham, 65, erschafft das US-Rechtssystem Helden und Schurken zugleich. Und das immer sehr eindeutig. Zu den vielen Schurken gehören karrieregeile, betrügerische Staatsanwälte, geldgierige Anwälte, lethargische Richter sowie korrupte Beamte. Und natürlich Kriminelle aller Schattierungen. Zu den wenigen Helden gehören seriöse Richter, andere Beamte mit Rückgrat und Anwälte, die sich für Benachteiligte und Unschuldige einsetzen. Zu ihnen gehört im neuen Roman Cullen Post. Er hat eine lukrative Anwaltskarriere aufgeben, ist Priester geworden und hat bei einer Organisation angeheuert, die Opfer von Justizirrtümern aus den Todeszellen holen wollen.

Grisham stellt zwei solcher Fälle ins Zentrum: Einer der Klienten soll ein Mädchen vergewaltigt und ermordet haben, der andere hat angeblich einen



Meister der Justiz-Krimis: John Grisham taucht wieder in die Tiefen des Rechtssystems ab.

Bild: Charlotte Graham

prominenten Anwalt erschossen. Beide warten auf die Vollstreckung des Todesurteils, beide hoffen auf Cullen Post und sein Team.

Grisham schildert journalistisch präzise, wie der Held in beiden Fällen recherchiert und Ungereimtheiten zu Tage führt, die die Todeskandidaten retten könnten. Wobei er als routinierter Thrillerautor dramatisch die Uhr ticken lässt: Die Zeit drängt, und Hinrichtungen stehen an. Mit seinem grossen Wissen über das Justizsystem kann er die Komplexität solcher Fälle glaubwürdig aufzeigen. Wobei der Handlungsstrang des erschossenen Anwalts etwas mehr Gewicht erhält und bis zur organisierten Kriminalität führt. Grisham erzählt wie immer eher lakonisch, trotzdem gibt es Emotionalisierung, Humor und vor allem Spannung mit clever gesetzten Cliffhangers. Gepfe-

ferne Dialoge kontrastieren mit den trockenen-analytischen Schilderungen von Fakten und Hintergründen.

## Fakten werden oft wiederholt

Zu den erzählerischen Schwächen gehört neben dem erwähnten, wenig differenzierenden Gut-böse-Schema nicht zum ersten Mal, dass sich vieles wiederholt. Zu detailliert wird etwa geschildert, wie eine Figur einer anderen die Dinge berichtet, die man als Leser längst weiss. Oder wie die Protagonisten vor Gericht darlegen, was schon erzählt worden ist. Oft angereichert mit der Emotionalität, in der Grisham wohl den Bösewichtern auch seine persönliche Sicht um die Ohren haut.

Ist man bereit, über diese Redundanz hinwegzusehen beziehungsweise hinwegzulesen, bekommt man die

typische Grisham-Spannung und manche kritische Einblicke in ein Rechtssystem mit vielen Fragwürdigkeiten. Und gewinnt vielleicht die Erkenntnis, dass die Komplexität dieses Systems ebensolche Ungerechtigkeiten, Absurditäten und Schlupflöcher fast zwangsläufig produziert.

Allerdings fragt man sich auch, ob die von Grisham gerne gezeigten Missstände in dieser Drastik wirklich systematisch möglich sind. Und ob, falls nur Einzelfälle, dies immer noch besser ist als in Ländern, in denen die Justiz von politischer Macht dominiert wird und in fast totaler Intransparenz tätig ist.

Arno Renggli

John Grisham: Die Wächter. Heyne. 440 Seiten.